

Der Bus von Rosa Parks

Großvater hat es Ben schon lange versprochen, und heute ist es endlich soweit: Er fährt mit ihm nach Detroit, wo er ihm „etwas zeigen“ will.

„Aber was schauen wir uns denn an, Großvater?“, fragt Ben während der Fahrt tausendmal.

„Warte nur, du wirst schon sehen“, antwortet der. „Sei nicht so ungeduldig.“



Ben liest die Worte laut vor: **HEN-RY FORD MU-SE-UM.**

Das Ford-Museum! Heilige Bimbaum! Großvater ist wirklich unglaublich. Da sind sie stundenlang mit dem Bus gefahren, nur um alte Autos anzugucken. Seit wann ist Großvater denn ein Autofan? Er hat dochnicht mal einen Führerschein!

„Nicht doch, das ist nicht einfach ein Automuseum! Hier kannst du die Geschichte Amerikas erleben! Und jetzt quengel nicht weiter herum, sondern komm mit mir!“

Ein großer, dicker Mann in Uniform führt sie einen langen Gang entlang, durch einen Garten und schließlich in einen Saal, wo ein alter Bus steht.

„Da ist er“, sagt er und zeigt auf den Bus. „Der da hinten. Beeilt euch, sonst verpasst ihr ihn noch“, fügt er im Scherz hinzu.

„Da ist er“, ruft Großvater aus. „Gütiger Himmel, er ist es wirklich!“

Einen Moment lang fürchtet Ben, der Bus könnte wirklich gleich abfahren.

Dann sieht er sich um. Vielleicht gibt es außer dem Bus ja noch etwas anderes zu sehen. Da steht ein großes Porträt einer Frau mit einem Orden um den Hals. Das ist alles.

Enttäuscht blickt er den Großvater an.

„Na und? Das ist ja nur ein alter Bus.“

Großvater lächelt breit und zeigt dabei die paar Zähne, die ihm geblieben sind.

O je, denkt Ben. Jetzt ist es wirklich nicht mehr bei Trost.

„Setz dich hierhin, genau auf diesen Platz. Das ist der Platz von Rosa!“ Und bevor Ben ihn fragen kann, wer denn diese Rosa ist, beginnt Großvater zu erzählen.

„1955 war ich sechszwanzig Jahre alt und lebte in Montgomery, in Alabama. Ich war nicht lange zur Schule gegangen, aber ich konnte lesen und schreiben. Damals gab es keine gemischten Klassen mit Kindein aller Hautfarben wie bei dir heute. Die Schwarzen hatten ihre eigene Schule, ihre eigene Lokale, ihre eigene Badeanstalten, ihr eigenes Leben. Unser Leben spielte sich neben dem Leben der Weißen ab. Sie ließen uns in Ruhe, weil sie uns als Arbeitskräfte brauchten, aber ansonsten wollten sie nichts mit uns zu tun haben. An den Türen vieler Restaurants und Kneipen hingen Schilder mit der Aufschrift

WHITES ONLY

Nur für Weiße. Schwarze mussten draußen bleiben.“

„So wie heute manchmal die Hunde?“, fragte Ben ungläubig.

„Schlimmer. Wenn ein Hund heute unerlaubt in eine Bar läuft, wird er wieder rausgeschickt. Wenn ein Schwarzer sich damals hineingewagt hätte, wäre er möglicherweise auf der Stelle gelyncht worden, und die Mörder hätte man auch noch freigesprochen.

Ich arbeitete damals als Gepäckträger am Bahnhof. Es war eine harte Arbeit. Unter den Weißen gab es zwar einige, die freundlich waren, manche gaben sogar Trinkgeld. Aber die meisten behandelten uns wie Sklaven. Ich war jung, und mich machte das wütend; es tat mir weh. Doch immer wenn ich am liebsten um mich geschlagen hätte, kam die Angst wieder. Und ich musste an Jeremy denken.

Oder besser gesagt, an das Auge und das Bein von Jeremy.

Jeremy war groß und mächtig wie eine Eiche, auch er arbeitete als Gepäckträger. Er war fünfzig Jahre alt, hatte ein Glasauge und ein Bein, das steif war wie ein Besenstiel. Wir alle wussten, was mit ihm geschehen war.

Eines Tages, als er noch jung war, war ihm auf Bahnsteig 7 ein Koffer heruntergefallen und aufgesprungen. Die weißen Kleidungsstücke hatten sich über die dreckigen, mit Kohlestaub bedeckten Gleise verteilt.

Zwischen den Kleidungsstücken lag auch eine weiße Kapuze mit zwei Löchern für die Augen auf den Gleisen.

Einen Moment später schlug der Besitzer des Koffers auch schon mit seinem Stock, der einen silbernen Knauf hatte, auf Jeremy ein. Er schlug mit ganzer Kraft zu, aber Jeremy ergriff den Stock und entwaffnete den Mann. Er fasste ihn nicht an, er streifte ihn nicht einmal. Aber er zwang den Mann in die Knie und brach den Stock entzwei. Jeremy warf ihn zu den Kleidern auf die Gleise.

Er wurde auf der Stelle entlassen.

Dann lief er in die Nacht hinaus.



Mit Stangen und Stöcken prügeln sie ihn blutig, bis sie davon überzeugt waren, dass er tot war. Dann verschwanden sie.

Aber Jeremy überlebte, und nachdem er sich erholt hatte, bekam er sogar seine Arbeit wieder. Sein Glasauge und sein steifes Bein sollten für uns alle eine Warnung sein“.

Das ist die grausamste Geschichte, die Ben je gehört hat. Trotzdem versteht er nicht, warum Großvater sie ihm ausgerechnet hier erzählt, in einem alten Museumsbus.

Doch da fährt Großvater auch schon fort.

„Es war der 1. Dezember 1955, und wie jeden Abend nahm ich den Bus, und zwar genau den, in dem du jetzt sitzt, um nach Hause zu fahren. Die vorderen Sitzplätze waren für die Weißen reserviert, auf die anderen konnten auch wir uns setzen, vorausgesetzt, dass kein Weißer stehen musste.

An diesem Abend war es kalt, und ich war müde. Als ich einstieg, waren zum Glück noch Plätze frei, und so konnte ich mich hinsetzen.

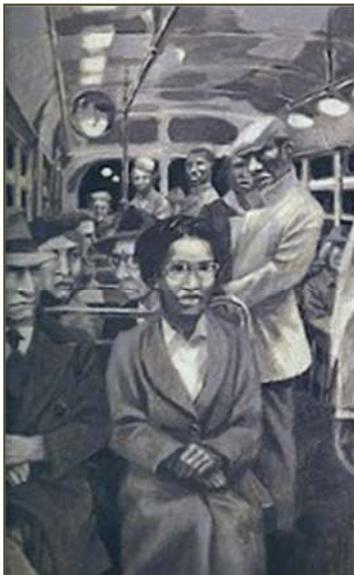
Ein paar Haltestellen weiter stieg auch sie ein: Rosa.

Sie war zweiundvierzig Jahre alt, trug eine Brille und strahlte Würde aus. Sie war eine der vielen Farbigen, die jetzt von der Arbeit heimkehrten; sie arbeitete als Schneiderin in einem Kaufhaus. Sie setzte sich neben mich. Ein paar andere Schwarze mussten stehen, aber die Weißen hatten alle einen Sitzplatz. An der nächsten Haltestelle stiegen vier Personen ein, deren Haut weiß wie Mehl war. Sofort schrie uns der Busfahrer an, wir sollten aufstehen und unsere Plätze für die Weißen freimachen. Ich gehorchte, und so wie ich gehorchten auch zwei andere schwarze Frauen. Jetzt fehlte noch ein Sitzplatz, aber Rosa rührte sich nicht.

Der Busfahrer bemerkte das und brüllte noch einmal nach hinten:

„Alle Neger müssen aufstehen und ihre Plätze für die Weißen freimachen.

Du da, steh auf, und gib dem Herrn deinen Platz!“



In diesem Augenblick geschah etwas Unglaubliches, etwas vollkommen Außergewöhnliches, das alles verändern sollte. Von diesem Tage an war nichts mehr wie zuvor:

Rosa blieb regungslos auf ihrem Platz sitzen.

Der Fahrer lenkte den Bus an den Straßenrand und brachte ihn zum Stehen. Fluchend erhob er sich von seinem Platz und ging auf Rosa zu. „Was ist? Bist du nicht nur schwarz sondern auch noch taub? Siehst du nicht, dass dort ein Herr steht?“

Besorgt betrachtete ich diese Frau, die ich nicht kannte: „Madam, Sie müssen aufstehen, sonst bekommen Sie Schwierigkeiten.“

Sie blickte mir tief in die Augen und sah meine Angst.

Ich verstummte, und auch sie sagte nichts.

Unter dem Blick dieser zarten und entschlossenen Frau fühlte ich mich auf einmal ganz klein.“

Großvaters Augen haben jetzt einen traurigen Glanz bekommen. Er nimmt Bens Hand, drückte sie fest und fährt dann fort.

„Kein Wort. Nur dieser mitleidvolle Blick. Der Busfahrer in seiner Uniform, gut rasiert, zwei Schweißflecken unter den Achseln, baute sich in voller Größe vor ihr auf.

„Steh auf! Mach deinen Platz für den Herrn frei!“, befahl er.

„NEIN!“, sagte die Frau ruhig und sah ihm direkt in die Augen.

„Ich habts gesagt, du sollst aufstehen und deinen Platz für den Herrn freimachen, Negerin!“

Rosa zuckte mit keinem Muskel. Sie blickte ihm direkt in die Augen, so wie sie zuvor mich angesehen hatte, und wiederholte entschlossen:

„Nein!“

Der Mann war außer sich vor Wut und stieg gestikulierend und schreiend aus dem Bus: „Ach! So ist das also? Na warte, dir werd ich's zeigen! Ich werde dir die Flausen schon austreiben lassen!“

Obwohl es Dezember war, wurde uns warm im Bus, unerträglich warm.

Einige Weiße schüttelten den Kopf.

„Wo soll das hinführen?“, fragte eine Frau und sah uns verächtlich an.

Ein älterer farbiger Herr, der neben mir stand, trat auf Rosa zu.

„Madam! Noch ist es Zeit, stehen Sie auf!“, bat er sie fast flehentlich.

Sie sah ihn wortlos an, lächelte und schüttelte den Kopf.

Dann kam der Busfahrer mit zwei Polizisten zurück; sie packten Rosa an den Armen und zogen sie gewaltsam vom Sitz hoch. Sie wehrte sich nicht und ließ sich zum Polizeiauto tragen, wie eine Königin auf ihrer Sänfte.

Sie legten, ihr Handschellen an, wie einer Verbrecherin – und ich tat nichts, gar nichts.

Ich blieb bestürzt stehen und dachte, dass diese Frau verrückt ist und teuer für ihre Sturheit bezahlen wird.

Zuhause erzählte ich nichts von dem Vorfall, aber die ganze Nacht hindurch sah ich die Augen dieser Frau vor mir.

Einige Tage später sagten sie mir auf der Arbeit, dass ich nicht mehr mit dem Bus nach Hause fahren sollte. Es war Jeremy, der es mir sagte, und dabei sah er mich mit seinem gesunden Auge an.

„Warum denn das? Weißt du nicht, wie weit ich es nach Hause habe?“

„Sie haben eine von unseren Frauen festgenommen, in einem Bus, weil sie ihren Platz nicht für einen Weißen freimachen wollte. Deswegen fahren wir aus Protest alle nicht mehr Bus. Verstehst du?“

Ich schämte mich. Ich hatte nicht den Mut, ihm zu erzählen, dass ich im selben Bus gewesen war. Ich sagte nur, dass ich mitmachen würde. An diesem Abend ging ich zu Fuß nach Hause. Ich habe zwei Stunden gebraucht.

Ich erfuhr dann, dass die Frau fast sofort wieder freigelassen worden war, dank eines Anwalts und eines jungen Geistlichen. Aber man hatte sie zu zehn Dollar Strafe verurteilt.

Der Geistliche war Martin Luther King, und er gab dem Boykott seinen Segen. Jeder behalf sich nun, so gut er konnte: ging zu Fuß, fuhr mit dem Fahrrad, mit einem Karren, einem Lieferwagen oder kam sogar mit dem Pferd. Aber niemand nahm mehr einen Bus. So ging das ein ganzes Jahr lang; die Verkehrsgesellschaft wurde fast in den Ruin getrieben, und viele Busfahrer verloren ihre Arbeit. Auch Rosa verlor ihre Arbeit und musste wegen der anhaltenden Drohungen gegen sie wegziehen. Aber sie gab nicht auf, und 1956, ein Jahr nach ihrem NEIN, erklärte der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung in öffentlichen Verkehrsmitteln für gesetzwidrig.

Der Platz, auf dem du sitzt, ist der Platz, auf dem Rosa an jenem Tag saß. Der, auf dem ich sitze, war meiner. Es ist der Platz, von dem ich aufgestanden bin, weil ich mich nicht getraut habe Nein zu sagen. Schau dir die Fotos von ihr an. Ich möchte, dass du verstehst, wie viel wir ihr zu verdanken haben. Von deinem Großvater gibt es hier kein Foto; er hatte nämlich Angst, auch um sie.

An diesem Tag hat ein Omnibus Geschichte geschrieben. Und obgleich ich in dem Bus saß, habe ich ihn eigentlich verpasst. Denn ich habe an der Geschichte keinen Anteil gehabt. Ja, ich habe Rosa eisteigen sehen und sogar noch versucht, sie von ihrem Widerstand abzubringen! Wir glauben, sie sei verrückt, aber in Wahrheit waren wir die Verrückten. Wir waren es gewöhnt, und zu ducken und immer Ja zu sagen.

Deshalb habe ich dich heute hierher gebracht. Ich mochte, dass du weißt, dass es immer einen Bus gibt, der durch das Leben eines jeden von uns fährt.

Ich habe ihn damals verpasst. Aber du solltest die Augen immer offenhalten, damit du deinen Bus nicht verpasst. Kurt und gut...“, murmelt Großvater, „ich wollte dich um Entschuldigung bitten.“

„Entschuldigung wofür?“

„Dass ich nicht denselben Mut hatte wie Rosa, und dass mein Foto hier nicht hängt.“

Ben steht auf und umarmt den Großvater. Er drückt ihn fest und betrachtet das Bild von Rosa. Dabei schnürt es ihm die Kehle zu. Sie war wirklich nur eine zarte Frau, so wie seine Mutter.

Also helfen Muskeln und Kräfte nicht weiter. Aber vielleicht helfen diese großen Augen und dieses heitere Lächeln. Was am meisten hilft, ist, die eigene Angst zu überwinden und zu wissen, dass man im Recht ist.

Während Ben an all das denkt, löst sich Großvater aus der Umarmung, zieht die Nase hoch und streicht seine Kleidung glatt.

„Hast du Lust auf ein Eis?“

„Ja!“, antwortet Ben.

Sie machen sich auf den Weg zum Café. Mit ein paar Schritten durchheilen sie über sechzig Jahre Geschichte und landen wieder in der Gegenwart. Entschlossen treten sie ein, tbestellen ein Eis und setzen sich dann an den schönsten Tisch.

Großvater nimmt sich eine Zeitung und schlägt sie auf.

Auf der ersten Seite ist das Foto eines Manes zu sehen. Seine Haut ist dunkel wie die von Ben, und auch die Augen sind die gleichen.

Die gleiche Haut und die gleichen Augen wie die von Rosa.



Fabrizio Silei : *Der Bus von Rosa Parks*.
Berlin: Jacoby & Stuart, 2011